

Seite 6
dramatisch
komponiert

Seite 9
magisch
inspiriert

Seite 8
künstlerisch
illustriert

Seite 15
geschmeidig
formuliert

Beiträge zur
deutsch-jüdischen
Geschichte aus dem
Salomon Ludwig
Steinheim-Institut
an der Universität
Duisburg-Essen

22. Jahrgang 2019
Heft 2

KALONYMOS

Zum Schutz des „Kleinen Heiligtums“

Zwei mittelalterliche Eisentüren in Donauwörth und Mödling

Simon Paulus

Im Hinblick auf die Sachzeugnisse der älteren wie jüngeren jüdischen Geschichte interessieren den Fachmann/die Fachfrau nicht allein die Highlights jüdischer Kunstproduktion, sondern auch weniger auffällige materielle Zeugnisse des Alltagslebens. Wendet man sich den Produkten des metallverarbeitenden (Kunst-)Handwerks zu, dann hat der Kenner eine ganze Reihe von rituellen Gerätschaften vor Augen – vom kunstvollen, feingearbeiteten goldenen Hochzeitsring über die prächtigen silbernen Torakronen und -schilder bis hin zu Lampen oder Chanukkaleuchtern. Dem fachmännischen Blick entgehen auch nicht metallene Artefakte in größerem Maßstab, beispielsweise kunstvolle schmiedeeiserne Geländer. Auch Türblätter und ihre mitunter kunstvollen Türbeschläge finden Aufmerksamkeit.

Einigermaßen ratlos steht jedoch der sonst so gut informierte Betrachter vor dem Phänomen zweier mächtiger, aus Eisenblechen und -bändern aufwendig geschmiedeter Türblätter, die in den jeweiligen Heimatmuseen zweier gut 500 Kilometer voneinander entfernt liegenden Städtchen ein wenig beachtetes Dasein fristen. An beiden Orten, im schwäbischen Donauwörth und im niederösterreichischen Mödling bei Wien, werden die Türen als ehemalige Archivtüren der dortigen Rathäuser präsentiert. Typologisch lassen sie sich Türen aus dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit zuordnen, die städtische oder adelige Archiv- und Schatzräume oder Sakristeien gegen Feuer und Vandalismus schützen sollten.

An beiden Orten aber wurden die Türen erst in Zweitverwendung als solche genutzt. In Donauwörth lautet die Überlieferung, dass die Tür ursprünglich aus der dortigen Stadtburg Mangold-

stein stammen soll, die bereits 1301 zerstört und daraufhin niedergelegt wurde. Bauteile der Burg wie einige romanische Biforienfenster wurden nachweislich im Rathaus verbaut. In Mödling wird ein unmittelbarer Zusammenhang mit der 1420 vernichteten jüdischen Gemeinde und der damals vom Landesherrn konfiszierten Synagoge herge-



Donauwörther Eisentür (Vorderseite), Ausstellung Alte Synagoge Erfurt 2018 (l.); Zentrales Motiv der Mödlinger Eisentür – Menorah mit in den oberen Feldern angebrachten, flankierenden Symbolen für Sonne und Mond (r.)

stellt. Was die beiden Türen jedoch durchaus verblüffend auch miteinander verbindet, ist ihre augenscheinlich nahe Verwandtschaft ihrer Motivik und handwerklicher Machart.

Charakteristisch ist die plastische Komposition, die aus drei Ebenen besteht. Die unterste Ebene setzt sich aus rechteckigen, unregelmäßig geformten Eisenblechsegmenten zusammen. Zur Stabilisierung wurden darauf zwei diagonal verlaufende schmale Stäbe gesetzt und mit Nägeln mit prismenförmigen Köpfen befestigt. In einer dritten Ebene zeichnen sich in den Feldern zwischen den Diagonalstäben durch genutete Zierbänder Muster ab, die im oberen Feld die Struktur einer siebenarmigen bzw. achtarmigen *Menora* ergeben. Die Zierbänder sind durch Nägel mit großen Rundkappen befestigt und enden einheitlich mit fünffingrig eingekerbten Abschlüssen, die laschenartig über die Bänder gebogen wurden.

Eine Sonderausstellung in der Alten Synagoge Erfurt zum Synagogenbau des Mittelalters riss die Donauwörther Tür im Spätsommer 2018 aus ihrem Dornröschenschlaf und positionierte sie als Exponat und Blickfang. Dazu gab es erste Untersuchungen durch Fachleute der Metallrestaurierung, um dem Geheimnis der imposanten Tür(en) näher zu kommen.

Die 105 cm breite und bis zum Scheitelpunkt des Bogens 201 cm hohe Tür wurde stichprobenartig an ausgewählten Punkten durch den Spezialisten Bernhard Mai (Büro & Praxis für Metallrestaurierung, Erfurt) einer Röntgenfluoreszenzanalyse (RFA) unterzogen. Aufgrund der geänderten Zusammensetzung des Eisens durch die Einführung neuartiger Verhüttungs- und Verarbeitungsverfahren um 1700 sowie im frühen 19. Jh. ließen sich anhand der RFA deutlich die vor 1700 hergestellten Originalteile von im Laufe des 19. und 20. Jhs. an der Tür ersetzten Blechen, Nieten und Nägeln unterscheiden. Präziser ist das Alter nicht über die RFA zu bestimmen.

Die handwerklichen Merkmale der Herstellung sprechen aber klar für eine Entstehung in vorindustrieller Zeit. Sämtliche Bänder sind handgeschmiedet und im Profil unregelmäßig. Insgesamt wurde auf eine materialsparende Verarbeitung geachtet, was sich besonders an den Nägeln mit kugeligen Kappen ablesen lässt, die hohl ausgearbeitet sind. Angesichts der verarbeiteten Eisenmenge von über 100 Kilogramm wurde für die Tür nach mittelalter-

lichen und frühneuzeitlichen Maßstäben ein erheblicher Betrag aufgewendet.

Die Rückseite zeigt weitere interessante Auffälligkeiten. Den umgeschlagenen Nagelspitzen zufolge waren die Bleche und Bänder ursprünglich auf Holzbohlen genagelt. Die Eisentür besaß also auf der Rauminnenseite ein hölzernes Türblatt, auf dem zunächst die Beschläge der Türbänder zum Einhängen und das Schloss befestigt waren. Die Form des Rundbogens ist original, die Bleche und die Rahmung sind einer gemeinsamen Entstehungsphase zuzuordnen. Auch die diagonalen Stäbe („Andreaskreuz“) und die (möglicherweise darauf sekundär) aufgesetzten Zierbeschläge mit dem Motiv des Chanukkaleuchters wurden noch aufgebracht, als die Tür ein hölzernes Türblatt besaß. Die Tür muss daher in ihrem ursprünglichen Zustand über 200 Kilogramm gewogen haben. Aus diesen möglicherweise ersten beiden frühen Phasen stammen auch zwei von insgesamt drei feststellbaren Schlüssellochern. Da sie auf der jeweils anderen Seite liegen, muss es zur Änderung der Schlagrichtung der Tür gekommen sein. In einer weiteren (dritten?) Phase wurde das hölzerne Türblatt entfernt, sämtliche Nagelspitzen umgeschlagen und die Schlagrichtung erneut geändert. Einer späteren Phase des ausgehenden 19. oder 20. Jahrhunderts sind dann die heute vorhandenen Türbänder zuzuordnen. Nachträglich ergänzte oder ersetzte Teile lassen sich durch die mittels RFA gemessene Materialzusammensetzung eindeutig bestimmen: So stammen die Türbänder, das für Korrosion besonders anfällige Fußblech sowie einige Ausbesserungen, u. a. auch Nägel und Verschraubungen aus dem frühen 20. Jh. Als weiterer Verlust ist ein Teil des unterhalb des Kreuzungspunktes der Diagonalbänder verlaufenden waagerechten Zierbandes zu nennen, dessen rechte Seite weggebrochen ist.

Die Mödlinger Tür ist mit 183 cm Höhe und 88 cm Breite nur wenig kleiner als die Tür in Donauwörth. Der Erhaltungszustand ist etwas schlechter. Bis 1874 diente sie im Rathaus als Tür des Stadtarchivs und wurde vermutlich auf der linken Seite um etwa 10 cm gekürzt, um sie dem Türrahmen anzupassen. Auch der obere Abschluss scheint nachträglich verändert. Auf der Rückseite haben sich noch Reste eines frühneuzeitlichen offenen Türschlosses aus einer späteren Verwendungsphase erhalten. Wie die Tür aus Donauwörth dürfte auch die Mödlinger Tür ursprünglich ein hölzernes Türblatt be-

essen haben. Bestimmend ist wie in Donauwörth das große Schrägkreuz, in dessen oberem Feld die Arme einer *Menora* kreisförmig von einem Band in der Mittelachse abgehen. Der Einsatz von Nägeln mit Kappen für die Zierbänder und mit Prismenköpfen für die Diagonalstäbe sowie die Form der Zierbänder mit ihren gekerbten Endlaschen sind identisch mit Donauwörth. Abweichungen bestehen in der Form der *Menora*, hier ‚korrekt‘ mit sieben Armen. Auch die Zierbänder in den übrigen Feldern sind leicht anders angeordnet. Zusätzlich befinden sich in den beiden Feldern zwischen den mittleren drei Armen des Leuchters weitere aufgesetzte Bleche in Form einer halbmondförmigen Scheibe (rechts) und einer Rundscheibe (links), die sich unschwer als Mond und Sonne deuten lassen.

Auf eine Entstehungszeit beider Türen weit vor 1700 deutet besonders der Korrosionsgrad hin, der sich an den Auflageflächen zwischen den Blechen und den Bändern ablesen lässt. Auch handwerklich weisen einige Merkmale in das 14. Jahrhundert. So sprechen die Nagelkopfformen mit den großen Rundkappen und Prismen für diese Entstehungszeit. Vergleichbare, ins 14. Jahrhundert datierbare Beispiele wie die Tür der Kirche St. Georgen ob Judenburg in der Steiermark oder eine im Stadtmuseum Bautzen aufbewahrte Tür zeigen ähnlich ausgeprägte Kappenformen. Die Tür von St. Georgen hat zudem einen sehr ähnlichen strukturellen Aufbau. Ihre Zierbänder wurden im oberen Feld jedoch rautenförmig angeordnet – ein Motiv gotischer Türen, das dann besonders im 15. Jahrhundert in der Türgestaltung dominiert.

Die erste Phase der Donauwörther Tür könnte eventuell etwas älter sein. Jedenfalls ist das späte 13. Jh. oder frühe 14. Jh. nicht auszuschließen. Spätere Türen aus dem 16. bis 18. Jahrhundert zeigen zwar ähnliche Konstruktionsweisen, jedoch sind die Profile der Bänder und auch die Nagel- bzw. Nietenköpfe im Verhältnis feiner, mitunter auch bereits durch frühe industrielle Verfahren vorgefertigt. Auffallend ist aber, dass besonders im Alpen- und Voralpenraum offenbar eine schmiedehandwerkliche Tradition weitergeführt wurde, für die die Donauwörther und die Mödlinger Tür als älteste bekannte Vertreter herangezogen werden können.

Zur Verortung der Türen

Wie lassen sich die Türen nun aber mit der Geschichte der jüdischen Ansiedlungen und der mut-

maßlichen Verwendung als Synagogentüren in den beiden Orten verknüpfen?

Obwohl bereits seit Mitte des 13. Jahrhunderts Juden in Donauwörth ansässig waren und um 1250 eine „area Judea“ genannt ist, taucht eine Synagoge erstmals 1384 in den Quellen auf. Zum mutmaßlichen Standort dieser möglicherweise bis 1495 genutzten Synagoge gibt eine zeitgenössische Quelle Auskunft: Der Donauwörther Chronist Johann Knebel berichtet in seiner 1528/29 entstandenen Chronik über ein direkt neben dem Rathaus gelegenes *Juden hauß*. Dass das „Judenhaus“ an zentraler Stelle neben dem Rathaus lag, zeugt von einer älteren jüdischen Siedlungstradition an diesem Ort. Anscheinend hatte die Stadt im Verlauf des 15. Jahrhunderts versucht, die jüdische Präsenz auf dieses Gebäude zu beschränken. So beschreibt Knebel das Bauwerk als *ain groß hauß dain ob XVI wonung waren, [...] Dar lagen Irer so viel ob am ander alß wie die fledermeuß*. Die von Knebel geschilderte, sehr beengte Wohnsituation mit 16 Wohnungen wird nur wenig übertrieben sein, denn 1495 werden die jüdischen Familien aus dem Haus in jene eigene (*sundere*) Gasse mit mehreren Häusern zwangsumgesiedelt (*getriben*), wo auch eine neue, 1518 wieder abgebrochene Synagoge eingerichtet wird. Es ist also naheliegend, dass zuvor in dem „Judenhaus“ trotz der beengten Situation neben den Wohnräumen ein Betraum existierte. Obwohl das Gebäude 1496 abgerissen und an seiner Stelle bis 1499 ein städtischer Speicherbau errichtet wurde (heute Alte Kanzlei, Rathausgasse 1/Ecke Sonnenstraße), gleicht die heutige bauliche Situation und Größe des Neubaus wohl jener um 1490. Ob die Tür jener älteren Synagoge im „Juden hauß“ oder der jüngeren, 1518 abgetragenen Synagoge zugerechnet werden kann, muss zunächst unbeantwortet bleiben. Denkbar ist auch, dass sie bereits einer Synagoge des 14. Jahrhunderts zuzurechnen ist und mehrfach den Standort wechselte, bevor sie ins vis-à-vis befindliche Rathaus kam.

Eindeutiger fällt die örtliche Zuweisung in Mödling aus. Hier, in dem südlich von Wien gelegenen Weinort, der 1343 zum Markt erhoben wurde, dürfte eine kleinere jüdische Niederlassung bereits Anfang des 14. Jahrhunderts existiert haben. Zwischen 1350 und 1420, dem Jahr der „Wiener Gesera“, die auch die Mödlinger Juden traf, lassen sich mehrere jüdische Personen mit dem Herkunftsnamen „von Mödling“ nachweisen, die teil-

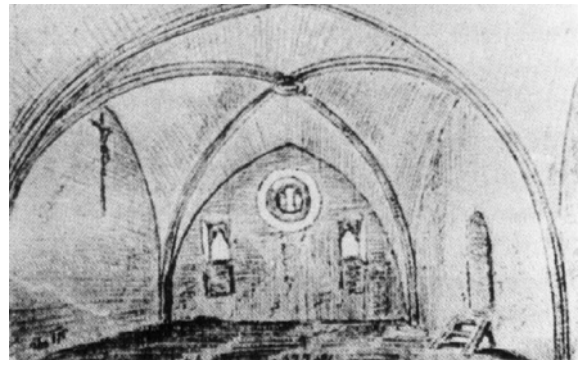


St. Georgen ob Judenburg (Steiermark), eisenbeschlagene Eingangstür der Pfarrkirche aus dem 14. Jahrhundert

Rückseite der Donauwörther Eisentür



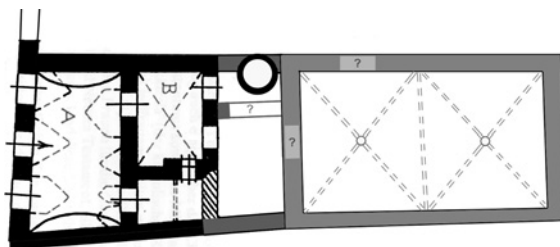
Mödling, Elisabethstraße 7,
Blick in das Obergeschoss
des ehemaligen Synagogenraums um 1875



Mödling, Elisabethstraße 7,
Darstellung der historischen
Hofsituation 1875 mit
dem ehemaligen Synagogen-
gebäude des 14. Jahrhunderts

weise in Wien und wohl auch in Wiener Neustadt lebten. Zudem fungierten zwischen 1365 und 1405 in Mödling eigens eingesetzte Judenrichter. In der „Judengasse“, der heutigen Elisabethstraße, befand sich auf dem Grundstück Nr. 7 die Synagoge, deren Gebäude noch länger die Bezeichnung als „alte Judenschuel“ führte. Nach der Vernichtung der Mödlinger Gemeinde 1420 wurde die Synagoge zusammen mit den anderen jüdischen Besitztümern von Herzog Albrecht V. konfisziert. 1437 gelangte das Bauwerk „umb ein summs gelts“ in den Besitz der Passauer Familie Gregor und Barbara Stubner. In dem durch größere, im späten 19. Jahrhundert und um 1955 vorgenommene Umbaumaßnahmen stark veränderten Vorderhaus haben sich nur geringe Reste der mittelalterlichen Bausubstanz erhalten. Der östlich anschließende Gebäudeflügel, in dem sich die Synagoge befand, wurde anlässlich der Umbauarbeiten im späten 19. Jahrhundert abgerissen und darüber ein Neubau errichtet. Dennoch geben zwei 1875 entstandene Zeichnungen und ein

Mödling,
Grundrissrekonstruktion des
ursprünglichen Gebäude-
komplexes Elisabethstraße 7
nach dem Umbauplan
von 1886



im Rahmen der Umbaumaßnahmen 1886 angefertigter Abrissplan das Gebäude und den Innenraum der ehemaligen Synagoge so präzise wieder, dass die Rekonstruktion möglich ist.

Die historischen Abbildungen zeugen davon, dass im Zuge der Profanisierung des Bauwerks durch Einzug einer Zwischendecke ein Kellerraum

und ein darüber liegendes Obergeschoss geschaffen wurden. So ergibt sich ursprünglich ein Bau, der einen zweijochigen, kreuzrippengewölbten Saal mit den ungefähren Abmessungen von 11x6 m und einer Raumhöhe von etwa 7 m beinhaltete. Zeitlich stimmen die erkennbaren Bauformen mit der Blütezeit der jüdischen Niederlassung ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts überein, so dass die Synagoge um diese Zeit entstanden sein dürfte.

Dies würde sich auch sehr gut mit dem vermuteten Entstehungszeitraum der Mödlinger Tür decken. Der genaue Einbauort der Tür jedoch bleibt vorerst Vermutung. Als mögliche Zugänge kämen mehrere Positionen in Frage, entweder an der Nordseite zum Hof hin oder aber an der Westseite im Bereich zwischen Vorderhaus und Baukörper der Synagoge.

Tempelbezug und Schutzfunktion

Die Anfertigung der Türen und ihrer Motive fällt in eine Zeit, in der auch von jüdischer Seite in den visuellen Künsten auf die Tempelmetaphorik reagiert wird, die durch die Kreuzzugsthematik christlicherseits nachdrücklich für sich beansprucht wurde. Besonders in Hinblick auf die Synagoge und ihre Ausstattung wurde der Anspruch auf den Tempel legitimiert. Ihr wurde der Status eines „kleinen Heiligtums“ (*Mikdash Me'at*, nach Ezechiel 11,16) im Sinn auch eines Memorialraumes zugesprochen. Diese Erinnerung an den Tempel wurde nicht nur über die rituellen Handlungen und Gebete hergestellt, sondern war auch über eine visuell erfassbare Sakraltopographie im Raum erfahrbar, die sich in der rituellen Dynamik, in Motiven und Strukturen äußerte. In der Verwendung symbolischer Motive standen jüdische und christliche Symbolwelten in einem Abhängigkeitsverhältnis, in dem um die Deutungshoheit konkurriert wurde.

Dass im Fall der Mödlinger Tür das Motiv der Menora um die Symbole von Sonne und Mond ergänzt wurde, zeugt davon, dass man sich hier sehr bewusst von der christlichen Deutungshoheit absetzte. Die Tür hat damit unzweifelhaft einen jüdischen Hintergrund. Wie aber verhält es sich mit der Motivik der Tür aus Donauwörth? Die bekannten *Chanukka*-Leuchter des Mittelalters folgen anderen Formen. Sowohl die wenigen erhaltenen Exemplare des 14. und 15. Jahrhunderts als auch die Darstellungen in den illustrierten Handschriften dieser Zeit zeigen den Typus der Lichterbank. Selten ergibt sich

eine visuelle Orientierung an der Menora, die ausschließlich mit sieben Armen dargestellt wird. Metaphorisch wurde aber in den mittelalterlichen Quellen der enge Bezug zwischen dem Tempelleuchter und der *Chanukka*-Lampe bzw. der zereemoniellen Handlung des Anzündens gesucht. Erst aus dem späten 17. Jahrhundert sind Leuchter bekannt, die sich in der Struktur an der Menora orientieren, in der Regel jedoch mit neun Armen, also einem durchgehenden Arm in der Mittelachse. Oftmals wird dieser mittlere Arm für den Schamasch genutzt, das Licht, mit dem die acht Kerzen der Reihe nach Tag für Tag entzündet werden. Dennoch kann vermutet werden, dass die visuelle Verbindung beider Strukturen im Raum stand.

In der christlichen Ikonographie spielt der achtarmige Leuchter jedoch keine Rolle. Eine ikonographische Verbindung zu möglichen Kreuzfahrerorden ist daher unwahrscheinlich. Auch eine rein graphisch gedachte Komposition aus Kreissegmenten ohne Sinngehalt ist wenig glaubhaft. Man muss also auch hier annehmen, dass es sich um eine bewusst eingesetzte jüdische Motivik handelte. Die Absetzung zum auch christlich besetzten Symbol des siebenarmigen Leuchters erfolgte hier über die Aufgliederung in acht Arme. Die damit hergestellte Doppeldeutigkeit von Menora und *Chanukka*-Leuchter macht die Tür zum visuellen Zugang in einen ausschließlich jüdischen Sakralraum.

In beiden Fällen erschloss sich dem mittelalterlichen jüdischen Betrachter, dass er hier seinen *Mikdash Me'at*, das „kleine Heiligtum“ betrat – einen Denk- und Erinnerungsraum, der seinem Volk in der Diaspora Schutz und Halt bot. Mit ihrer Massivität, den schweren Eisenbeschlägen und der „schützenden Symbolik“ ihrer Motive vermitteln die beiden Türen heute noch einen Eindruck von der Bedeutung der Synagoge als Ort der Zuflucht und spirituellen Heimat der mittelalterlichen Gemeinden. Bleibt zuletzt die Frage nach der so augenscheinlichen Verbindung beider Türen miteinander über hunderte Kilometer hinweg. Dass Mödling und Donauwörth seit 1973 eine Städtepartnerschaft haben, dürfte ein Zufall sein. Aber historisch gibt es über die Personen der Königin Elisabeth, Ehefrau Konrads IV., Schwester Ludwigs „des Strengen“, und besonders ihrer Tochter Elisabeth um 1300 dynastische Verbindungen zwischen den Orten Donauwörth und dem Mödlinger Nachbarort Perchtoldsdorf. Den jüdischen Kontakten zwischen



dem schwäbischen und dem Wiener Raum und Donauwörth und Mödling im Speziellen wäre noch nachzugehen. So öffnen sich mit den beiden Türen neuartige Einsichten in die Geschichte und Kultur des mittelalterlichen Judentums im Donauraum.

Die Vorderseite der Donauwörther Eisentür in der Ausstellung der Alten Synagoge Erfurt 2018

PD Dr.-Ing. habil. Simon Paulus ist Mitbegründer der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa an der TU Braunschweig und lehrt derzeit als Dozent für Architekturgeschichte an der Universität Stuttgart. Einen Schwerpunkt seiner Forschung bilden die baulichen Zeugnisse des aschkenasischen Judentums im Mittelalter und der Frühen Neuzeit.

Abbildungsnachweis

- S. 1, links, S. 5: Alfred von Kirchbach 2018
- S. 1 rechts, S. 3 unten: S. Paulus 2018
- S. 3, oben: Wikimedia Commons. Foto: EMiklavcic, St. Georgen ob Judenburg (CC BY-SA 3.0 AT)
- S. 4 oben links, rechts: Zeichnungen aus: Karl Giannoni, Geschichte der Stadt Mödling, Mödling 1905; gezeichnet von F. Kutschera nach Vorlagen von Emil Hüttner
- S. 4 unten: Rekonstruktion und Grafik: S. Paulus 2007/2019

Kein Buberblick

Zu einer Initiative des SchUM-Städte-Vereins

Bert Sommer

Ein Stahlpult mit Rostanmutung blickt über den alten jüdischen Friedhof, den ältesten erhaltenen Europas, hinweg in Richtung Dom St. Peter. Seit Ende Januar 2018 lädt es die Besucher, die an ihm, dem vom Babenhausener „Büro für Erinnerungskultur“ gestalteten und vom SchUM-Städte-Verein e.V. finanzierten Lesepult vorbeikommen, dazu ein, seinen Blick auf den Dom mit Worten von Martin Buber zu erleben und zu verstehen: mit Worten aus dessen Religionsgespräch mit dem Theologen Karl Ludwig Schmidt vom 14. Januar 1933. Zu seiner Zeit unerwidert, werden Bubers Worte für den späteren christlich-jüdischen Dialog wichtig. Der SchUM-Städte-Verein unterstreicht mit seiner Initiative den Anspruch, einen (immateriellen) „Raum für Reflexionen“ mit Blick auf aktuelle Fragen wie Koexistenz, Assimilation oder Akkulturation zu schaffen, der auch materiell als „Welterbe“ konserviert werden soll (<https://schumstaedte.de/unesco/schum-als-welterbe/>, Stand Juni 2019). Somit scheint die Buber-Blick-Stele den Friedhofsbesuchern ein authentisches Buber-Erlebnis zu bieten: Über den von der Pultstele im Wortsinn „vorgesprochenen“ Text sinnierend dürfen die Betrachter sich für einen Augenblick wie der fünfundfünfzigjährige Martin Buber im Januar 1933 fühlen.

Inzwischen wurde ein seitenverkehrt wiedergegebenes und porträthaft beschnittenes Foto des dreißig Jahre älteren Buber aus dem Jahr 1963 von dem Textfeld des Stahlpultes entfernt; im Internet kursieren noch Abbildungen dieser ersten Version. Geblieben ist, mit korrigierter englischer Übersetzung, ein von Auslassungspunkten durchsetztes Fragment Bubers und eine QR-Code-Weiterleitung auf die Webseite des SchUM-Vereins, die jedoch keine Vertiefung des verkürzten Zitats zum vermeintlichen „Buber-Blick“ bietet.

„Ich habe da gestanden, war verbunden mit der Asche und quer durch sie mit den Urvätern. Ich habe da gestanden und ...all die Zerspelltheit, all der lautlose Jammer ist mein: aber der Bund ist mir nicht aufgekündigt worden ...Der Dom ist, wie er ist. Der Friedhof ist, wie er ist. Aber gekündigt ist uns nicht worden.“

Die Auslassungspunkte haben es in sich; sie wären noch zu ergänzen um weitere gleich zu Beginn der Rede. Unterschlagen wird nämlich die rhetorische Dramaturgie eines Dreischritts Bubers: Gehen – Stehen – Liegen. Das ist eine fortwährende, dramatisch komponierte Bewegung, die nun von der

Stele verkannt und verfehlt wird. Der nur ausschnitthaft wiedergegebene Text des Stahlpultes verengt den Blick auf ein nur noch statisches, für einen Moment der Zeit enthobenes friedvolles Innehalten. Bubers Worte wollen jedoch einen Weg beschreiben, wollen einen ganzen Buber-Weg, nicht nur einen Buber-Blick evozieren:

„Wenn ich [nach Worms] hinüberfahre, gehe ich immer zuerst zum Dom.... Ich umwandle schauend den Dom ...“

„Dann gehe ich zum jüdischen Friedhof hinüber. ...Ich stelle mich darein“ – nicht darüber also, wie der Standort der Stele auf dem Wall suggeriert, sondern mitten zwischen die Steine –, *„blicke von diesem Friedhofsgewirr zu der herrlichen Harmonieempor“*: immer noch von unten nach oben, und nicht über das „Friedhofsgewirr“ hinweg auf ein zum Panorama entrücktes Emblem.

„Ich liege am Boden, hingestürzt wie diese Steine“.

Im ersten Schritt war nur der Dom im Blick, im zweiten und dritten sind es dann Dom und Friedhof gemeinsam. All diese Blicke sind stets – erst aus der räumlichen Nähe, dann ausdrücklich ausgesprochen, obwohl bereits aus der Ferne – von unten nach oben gerichtet: Der Dom demonstriert in den drei Phasen des Umwegs vom Bahnhof über den Domplatz und um den Dom herum bis zum Friedhof seine erhabene Majestät. Deren stolze Erhöhung ist allein architektonisch, nicht topographisch begründet, denn Domplatte und alter Friedhofsteil liegen ungefähr auf gleicher Höhe.

Buber kehrt nach dem noch touristisch anmutenden ersten Blick beim zweiten, dem von der Stahlstele ausschließlich zitierten Blick, die aus der Tradition des Landschaftsgartens vertraute Richtung um. Er fasst die zentrale Etappe seines Erkenntniswegs in ein ungewöhnliches Bild. Denn er beschreibt nicht den „romantisch“ gewordenen Blick auf die künstliche Ruine, vielmehr umgekehrt einen Blick aus der authentischen Ruine heraus und hinauf zu einer gegenwärtigen Schönheit bar jeder Vergänglichkeitsmetaphorik – mitten aus dem eigens dafür und nur in Bubers expressivem Schlusswort derart dramatisch „hingestürzten“ und „zerspellten“ Graberfeld hinaufschauend zur oberflächlichen Unversehrtheit des zum zeitenthobenen Denkmal seiner selbst gewordenen Doms. Buber blickt nicht auf die Grabsteine, blickt nicht über sie hinweg: „hingestürzt wie diese Steine“ passt er sich ihnen mime-



Foto: Bert Sommer

tisch an, ihr unzerstörtes Leben als Ruine in rhetorischer Überspitzung betonend.

Strategische Überlegungen des Tourismusmanagements führen zur Verkürzung des zum einfachen Bild gewordenen, von der Distanz geprägten und seiner dynamischen Stoßrichtung beraubten „Blicks“. Da spielt es auch keine Rolle mehr, dass Buber-Blicke bereits früher erblickt und gefunden wurden. Wie historische Aufnahmen zeigen, verwandelte man die Bubersche Bewegung in ein besinnlich-sinnreiches Panorama auch an etlichen anderen Positionen, zumeist wie heute oben auf dem Wall, der einstigen zweiten Stadtmauer, zwischen unterem alten und neuerem oberem Gräberfeld: abhängig von der jeweiligen Vegetation, ihrer Höhe und Dichte, einmal hier und einmal dort.

Der SchUM-Städte-Verein fixiert mit seiner Stahlstele eine spezifische Sichtachse. Sie musste eigens freigeschlagen werden. Und sie soll möglichst von der UNESCO in dieser ein für alle Mal vorgeschriebenen Form abgesegnet werden.

Dieser Blick stellt sich in einem doppelten Sinn als Fälschung heraus: als Vergehen an den Worten Bubers einerseits, andererseits als Verengung auch der lokalen Tradition der Buber-Blick-Pflege, nach dem Vorbild von Goethe-, Heine- und anderen Blicken, an Inszenierungen im Landschaftsgarten erinnernd. Weitere Baumfällungen wie die jüngste im Frühjahr 2019 würden weitere „Buber“-Blicke (und weitere Infostelen) auf der ehrwürdigen Begräbnisstätte ermöglichen. Sie wären nicht mehr oder nicht weniger „authentisch“ als das jetzt durch Form und Aufstellungsort ausschließlich ausgewiesene Panorama: Das Panorama, das durch gezielte Baumfällung im Zirkelschluss als historisch verbürgt, ergo als bewahrenswert etabliert wird.

Ein den Worten Bubers näherer Blick zum Dom empor bietet sich wohl von dem heutigen Trampelpfad aus, der viele Besucher mitten durchs Gräberfeld hindurch wieder hinab- und hinausführt. Aber bitte Vorsicht beim Abschluss des dreistufigen Spaziergangs im Geiste Bubers: im Gras droht Wildbienen- und Zeckengefahr.

„Ich hatte überhaupt so ein unglaublich glückliches Leben“

Zum Tod der Autorin Judith Kerr

Annette Sommer

Wie ist es möglich, angesichts Ausgrenzung, Vertreibung und Verfolgung von einem „glücklichen Leben“ zu sprechen? Antwort gibt ein Blick auf die Biographie der Autorin Judith Kerr, die als Tochter des berühmten jüdischen Theaterkritikers Alfred Kerr (1867-1948) und seiner Frau, der Komponistin und Pianistin Julia Kerr, am 14. Juni 1923 im Berlin der Weimarer Republik geboren wurde. Bereits 1933, kurz nach der Machtergreifung Hitlers, floh die Familie über die Schweiz, Frankreich und Belgien nach Großbritannien, das den Kerrs zur neuen Heimat wurde. Der Vater, erklärter Hitlergegner, hatte einen anonymen Hinweis bekommen, dass seine Verhaftung unmittelbar bevorstehe. Diese Warnung rettete der Familie das Leben.

Erst als fast Fünzigjährige schreibt Judith Kerr ihre Erfahrungen von Vertreibung und Flucht nieder. Sie tut dies aus dem Blickwinkel des zehnjährigen Mädchens, das sie damals war – im Buch „Anna“ genannt. Hinter dem ungewöhnlichen Titel ihres Berichts „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“ verbirgt sich die für das Kind schmerzliche Erfahrung, in der Hektik des plötzlichen Abschieds ihr liebgewonnenes Stoffkaninchen zurücklassen zu müssen. Für jenen ersten Teil ihrer autobiographischen Aufzeichnungen wurde der Autorin 1974 der Deutsche Kinder- und Jugendliteraturpreis verliehen.

Während den Eltern die so überraschend notwendig gewordene Flucht mit allen Folgen schwer zu schaffen machte, eröffnete sie der Tochter und ihrem zwei Jahre älteren Bruder Michael die Entdeckung einer ganz neuen Welt – ein Leben, das die beiden genossen und voller Neugierde und Abenteuerlust in sich aufzogen. „Ist es nicht herrlich, ein Flüchtling zu sein!“ soll Judith ihrem Vater einmal zugerufen haben. Die Kinder fühlten sich – wie Kerr sich als Erwachsene dankbar erinnert – bei ihren Eltern, von deren Sorgen sie nichts ahnten, sicher und geborgen, und das nahm ihnen jede Angst vor allem Neuen und Unbekannten. Neun Schulen waren es, die Judith Kerr im Rahmen ihrer bewegten Flucht besucht hat, doch das Leben in anderen Ländern, die Begegnung mit fremden Menschen und unbekanntem Sprachen, die sie spielend erlernte, wirkten auf das Kind nicht bedrohlich, sondern interessant und anregend.

Erst in England, dem Endpunkt der erzwungenen Auswanderung, als es darum ging, sich in der neuen „Heimat“ ein Zuhause aufzubauen, machten

sich auch bei der seelisch scheinbar so robusten Tochter Probleme bemerkbar. So war es vor allem das Gefühl, „nicht dazugehören“, was Judith in den ersten Monaten beschwerte. Während ihr Bruder ein Jurastudium aufnahm und später als erfolgreicher Richter tätig war, entschied sie selbst sich, ihren Neigungen nachgehend, zum Besuch einer Kunsthochschule.

„Vollkommen angekommen“ aber sei sie in der neuen Heimat erst, als sie ihren Mann, den damals schon bekannten Schriftsteller Thomas Nigel Kneale, kennenlernte. Über ihn sagte Kerr: „Ich konnte gar nicht glauben, dass es einen Menschen gab, der einen genauso mochte, wie man war.“ 1954 heirateten die beiden und gründeten in den folgenden Jahren eine Familie. Ihr Mann verschaffte ihr damals eine Anstellung als Redakteurin und Lektorin bei der BBC, wo auch er beschäftigt war. Erst durch die Tätigkeit beim Rundfunk, so Kerr, habe sie wirklich schreiben gelernt. Abgesehen von ihrer biographischen Trilogie – eine Liebeserklärung an die Eltern und das Leben – machte sie sich einen Namen mit ihren Kinderbüchern, die auch durch die Illustrationen der Autorin Berühmtheit erlangten.

Als Kneale im Jahr 2006 starb, zog sich Judith Kerr nicht aus dem Leben zurück, sondern verfolgte weiterhin aufmerksam das Weltgeschehen. So kommentierte sie, die Flucht am eigenen Leib erfahren hatte, Deutschlands humanitäre Flüchtlingspolitik des Jahres 2015 mit den Worten: „Ich fand es großartig“ – wobei sie die Probleme nicht ausblendete, sondern zugab, dass auch sie nicht wisse, wie mit einer solchen „Völkerwanderung“ umzugehen sei.

Nachdenklich stimmen Reaktionen auf die Biographie der Autorin, die sie in ihren letzten Lebensjahren aus Deutschland erreichten. Während sie in der Vergangenheit pauschale Schuldzuweisungen ihrem Herkunftsland gegenüber stets abgelehnt hatte, musste sie nun feststellen, dass sich die Haltung Deutschlands der eigenen Geschichte gegenüber in der Weise zu ändern begann, als man jetzt zugunsten eines neuen Selbstbewusstseins mehr und mehr darum bemüht war, die bleibend verpflichtende Erinnerung an jene Unrechtsgeschichte endlich hinter sich lassen zu können. So mutete ihr etwa ein deutscher Journalist die Frage zu: „Wie fühlen Sie sich eigentlich, wenn Sie darüber nachdenken, dass Deutschland so viel erfolgreicher ist als England, obwohl England den Krieg gewonnen hat?“

Ein solcher Wandel im Selbstverständnis Deutschlands mache sich, so Kerr, sogar bei den Kindern bemerkbar. Während diese früher eher mitfühlend auf ihren Bericht über Vertreibung und Flucht reagiert hätten, habe sie erst kürzlich einen Brief von einem Schüler bekommen, in dem es mit Bezug auf die Unterrichtslektüre „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“ hieß: „Eigentlich fand ich das Buch ein bisschen langweilig. Tut es Ihnen jetzt nicht leid, dass Sie damals weggegangen sind?“ Ein solches Unverständnis überrascht die Adressatin. „Wenn ich nicht weggegangen wäre, wäre ich tot“, und das gehe aus dem Buch auch eindeutig hervor. Wem käme da nicht als *ein* Beispiel der Unmenschlichkeit neben unzählbaren anderen das Schicksal Anne Franks in den Sinn, die – gerade einmal fünfzehn Jahre alt – im März 1945 nach Flucht und Verfolgung zusammen mit ihrer Schwester Margot im KZ Bergen-Belsen zu Tode kam. Am 12. Juni 2019

wäre Anne Frank neunzig Jahre alt geworden.

Mit noch einem ganz anderen politischen Problem sah sich Judith Kerr in ihren letzten Lebensjahren konfrontiert: Mit den nicht enden wollenden Diskussionen um und über den Brexit. „Ich hoffe ja immer noch, dass die Entscheidung rückgängig gemacht wird“, sagte die erklärte Brexitgegnerin noch vor einem Jahr im Rahmen eines Interviews zu ihrem 95. Geburtstag. „Die Leute wurden vor dem Referendum angelogen.“

Nun wird sie den Ausgang jenes langwierigen Prozesses nicht mehr miterleben: Am 22. Mai starb Judith Kerr im Alter von fast 96 Jahren in ihrer Heimatstadt London. Ihr Leben ist ein Zeugnis der Dankbarkeit – auch darüber, der tödlichen Verfolgung entkommen zu sein. Bereits weit über neunzig Jahre alt bringt sie diesen Dank mit den Worten zum Ausdruck: „Ich hatte überhaupt so ein unglaublich glückliches Leben.“

Günther Dammann und die Geschichte der jüdischen Zauberkunst

Jens-Uwe Günzel

Die Kunst der Unterhaltung, die Zauberkunst hatte den Bankierssohn Günther schon in früher Kindheit in seinen Bann gezogen. Sein Vater Emil M. Dammann war Jude, Vorstandsmitglied im Synagogenverein Grunewald und seit 1906 Besitzer einer Privatbank, die unter dem Namen „E. Dammann & Co.“ in Berlin firmierte. Die Familie besaß eine Villa im Stadtteil Grunewald. Hier wurde am 8. März 1910 Sohn Günther geboren. Bereits im Alter von 14 Jahren begann er sich intensiv mit der Zauberei zu beschäftigen. 1924 trat er unter dem Pseudonym „Robertini“ erstmals vor Schulkameraden und im Freundeskreis auf. Damals entstand wohl auch sein intensives Interesse für die Geschichte der Zauberkunst. In Zeitschriften las er Berichte über bedeutende jüdische Magier wie Philadelphia, Bellachini, Houdini und Ernest Thorn, die im 18., 19. und 20. Jahrhundert ihr Publikum mit großem Erfolg unterhielten.

In der Geschichte der Zauberkunst, insbesondere in den letzten Jahrhunderten, sind zahlreiche bedeutende Magier jüdischer Abstammung zu finden.

Jüdische Zauberer waren in fast allen magischen Epochen vertreten und spielten keineswegs eine untergeordnete Rolle in der Geschichte der Unterhaltungszauberei. Nicht nur in Deutschland, auch in Großbritannien, den USA, Ungarn, Tschechien, Österreich, Russland und Polen waren sie anzutreffen. Sie kamen aus allen Bevölkerungsschichten und waren nicht selten von berühmten Zeitgenossen inspiriert. So auch der jüdische Zauberer Philadelphia Jacob Philadelphia (eigentlich Jacob Meyer 1735-1795), der im 18. Jh. die Menschen vor allem in Europa bezauberte, sehr populär war und viel Anerkennung fand. Von ihm war Günther Dammann sehr angetan, und überhaupt haben die genannten jüdischen Magier wohl großen Eindruck bei dem jungen Mann hinterlassen.

Auch während seines Studiums der Nationalökonomie, der Philosophie und der Geschichte an den Universitäten in Berlin und München von 1928 bis 1933 blieb er stets seinem magischen Zeitvertreib treu. Davon profitierten auch seine Professoren und Mits Studenten, die er mit seinem Ta-



Seltene Aufnahme von Günther Dammann

„Harry Houdini“ (Erik Weisz, 1874–1926),
 „the greatest magician of all time“,
 „der Jerusalemer Universitätsbibliothek
 überreicht von Günther Damman.“

lent unterhielt. Noch vor dem Abschluss des Studiums wird Günther Dammann (April 1931) Mitglied im Magischen Zirkel in Berlin. Ein Glücksfall war für den jungen Zauberadepthen in den Zwanzigerjahren die Begegnung mit dem damals sehr erfolgreichen Illusionisten Chevalier Ernest Thorn in Berlin während einer Zaubervorstellung. Aus dem Treffen entstand eine Freundschaft zwischen dem Meister und dem Lehrling der Magie. Thorn wurde Dammanns Mentor und Lehrer. (Zu Ernest Thorn siehe Kalonymos 2018.3).

Aber nicht nur die praktische Seite entwickelte sich. Auch seine zweite Leidenschaft – sein ge-



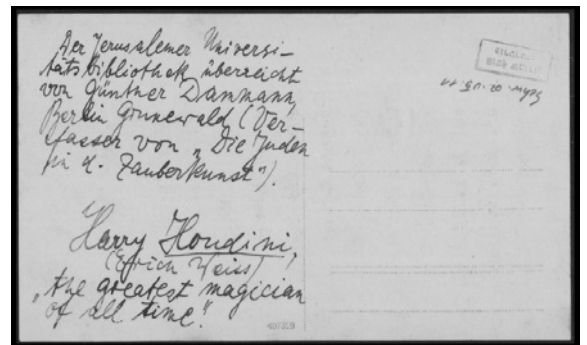
Ernest Thorn und ...?

Von Günther Dammann
 eigenhändig versendetes
 Foto, vermutlich 1927/28
 aufgenommen.

Die Person links neben
 Ernest Thorn könnte er
 selbst als Abiturient oder
 Student (also mit 17
 oder 18 Jahren) sein.

schichtliches Interesse – entfaltete sich weiter. So veröffentlichte er erste Fachberichte in öffentlichen Zeitschriften. Und auch die vereinseigene Fachzeitschrift „MAGIE“ profitierte immer wieder von der schriftstellerischen Vielfalt Dammanns. 1933 veröffentlichte er sein erstes Buch. Unter dem Titel „Die Juden in der Zauberkunst“ (in erster Auflage 1933 als „... in der Taschenspielerkunst“) erschien im Selbstverlag ein bis heute gesuchtes Standardwerk mit Lebensbeschreibungen von fast 50 jüdischen Zauberkünstlern. Daneben baute er sich eine recht ansehnliche Fachbibliothek und ein Zaubearchiv mit vorwiegend Memorabilien auf. Im Hauptberuf blieb er jedoch als Bankangestellter in der väterlichen Bank tätig.

Nach dem großen Erfolg seines ersten Buches wurde Dammann von Will Goldston 1934 in London in dessen Werk „Who's Who in Magic“ mit einer Kurzbiografie aufgenommen, was eine große Ehre für den 23-Jährigen gewesen sein muss. Darin erhält man u. a. Auskunft darüber, dass Dammanns Lieblingszauberer und sein magischer Lieblingsautor, der englische Illusionist Horace Goldin, welcher Zufall, eben dieser Will Goldston war. Als Lieblingsfachzeitschrift favorisierte Dammann „The Sphinx“ und als Lieblingstrick das Ringspiel, das



klassische Kunststück in der Zauberkunst, bei dem massive Ringe ver- und entkettet werden.

Mit dem Ausschluss aller jüdischen Mitglieder wurde auch Dammann aus dem Magischen Zirkel ausgeschlossen. Manche seiner Mitglieder, insbesondere Helmut Schreiber (Künstlername „Kalanag“), hatten schon früh die Nähe zu den NS gesucht. Schreiber wurde nun Vorsitzender des Magischen Zirkels und initiierte dessen Zuordnung zur ‚Reichsfachschaft Artistik‘ der ‚Reichstheaterkammer‘. Dies brachte neue Auftrittsmöglichkeiten und gesellschaftliche Anerkennung. Die jüdischen Mitglieder wurden dagegen aus dem Dachverband und den örtlichen Zirkeln ausgeschlossen, indem sie alle sich einem erneuten Aufnahmeverfahren stellen mussten. Die Zahl der zuvor etwa 1.370 Mitglieder reduzierte sich dadurch auf sage und schreibe 400. Über 900 ehemalige Mitglieder wurden nicht wiederaufgenommen bzw. hatten erst gar keinen der geforderten Aufnahmefragebogen ausgefüllt.

Noch im Juli-Heft 1935 des Vereinsorgan „MAGIE“ berichtete man über Günther Dammann und seinen Vortrag zur Geschichte der Zauberkunst im Reichssender Königsberg. Danach findet er keine weitere Erwähnung. Dessen ungeachtet arbeitet Dammann weiter. Seine Vorliebe für das Leben jüdischer Zauberkünstler hatte ihn schon 1933 mit Salomon Wininger (1877–1968), dem Herausgeber der „Großen Jüdischen National-Biographie“ zusammengeführt, für die er wertvolle wissenschaftliche Arbeit leistete. Daneben beschäftigte er sich weiter mit der Theorie und Geschichte der Zauberkunst und verfasste Beiträge für Nachschlage- und Sammelwerke. Der Jerusalemer Universitätsbibliothek stellte er Abbildungen berühmter jüdischer Zauberer zur Verfügung, u. a. ein Foto von Ernest Thorn.

Zum schriftstellerischen Vermächtnis Dammanns gehören zwei weitere Bücher, „Meister der

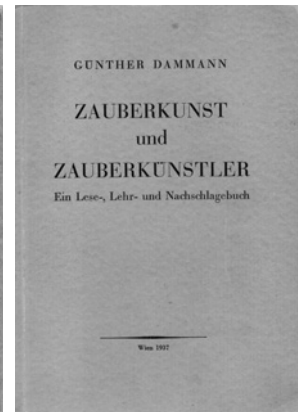
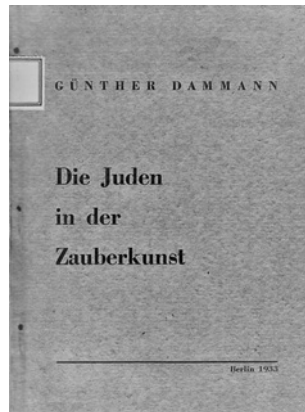
Zauberkunst“ (1936) und „Zauberkunst und Zauber-künstler“ (1937), die beide in Wien vor dem ‚Anschluss‘ Österreichs an Deutschland erschienen, mit dem Vermerk „Veröffentlicht mit Erlaubnis der Reichsschrifttumskammer“.

Nach dem Tod des Vaters im Jahr 1937 wurde das Bankgeschäft „E. Dammann & Co.“ im Jahre 1938 offiziell liquidiert und aufgelöst. Die Dammann-Villa in der Wissmannstraße 17 in Berlin-Grunewald wechselte den Besitzer. Durch diese faktische Enteignung gerieten die Nachkommen, wie so viele andere, in eine Zwangslage. Trotz des Drucks und der Gräueltaten gegenüber Juden blieb Günther Dammann jedoch in seiner Geburtsstadt Berlin. Viele jüdische Freunde waren damals bereits ins Ausland geflohen, und auch Günther Dammann muss sich mit Auswanderungsgedanken auseinandergesetzt haben, verspürte Sehnsucht nach Tel Aviv und Palästina. Warum er in Berlin blieb bzw. bleiben musste, ist bisher unbekannt.

Über Dammanns letzte Berliner Jahre liegen nur spärliche Notizen vor, sie lassen sich kaum rekonstruieren – Schriftstücke und Zeitzeugen aus dieser Zeit fehlen. Eines ist sicher! Er blieb seiner Geburtsstadt Berlin, trotz der Schikanen durch die Nazis, verbunden. Nach 1938 hat Günther Dammann wohl zurückgezogen und weiterhin allein in seiner Wohnung im elterlichen Haus im Berliner Bezirk Grunewald gelebt.

Wahrscheinlich erhielt er nur wenige Tage vor seiner Deportation, Anfang September 1942, den sogenannten Deportationsschein, der auch für ihn zum Todesurteil wurde – wie für Millionen andere Juden auch. Ausgehändigt und Unterzeichnet war er vom zuständigen Reichsministerium, mit dem Hinweis auf seine bevorstehende Deportation und dass seiner Abholung Folge zu leisten sei. Auf einem Merkblatt wurde mitgeteilt, dass nur spärliches Gepäck mitgeführt werden sollte. Mitzubringen sei eine Wärmedecke und Verpflegung für wenigstens acht Tage. Außerdem war eine Vermögenserklärung abzugeben. Die Wohnung würde behördlich versiegelt und der Verbleib des Hab und Gut vor Diebstahl gesichert. Dass das eine Reise ohne Wiederkehr, eine Fahrt in den Tod bedeutete, ging nicht aus dem Bescheid hervor.

Der Deportationszug verließ Berlin am 5. September 1942. Die lange und leidvolle Fahrt endete für Günther Dammann in Riga, wo er am 8. September, direkt nach seiner Ankunft im Konzentrati-



onslager, im naheliegenden Wald von Riga-Biker-nieki, ermordet wurde.

Achtundsechzig Jahre später – am 4. Oktober 2010 – wurde in der Wissmannstraße 17, seinem früheren Wohnort in der im 2. Weltkrieg zerstörten Dammann-Villa, der 1000. Stolperstein im Berliner Bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf im Gedenken und zur Erinnerung an Günther Dammann verlegt. Dazu hatte der Magische Zirkel von Berlin, federführend sein Vorsitzender Peter Schuster (1934–2018), die Initiative ergriffen.

Günther Dammann veröffentlichte ein aufschlussreiches, in dieser Art einmaliges und wegweisendes Buch zum Thema „Juden in der Zauber-kunst“. Seine Publikationen sind für die „magische“ Nachwelt unentbehrlich und für ihn selbst einem Denkmal ebenbürtig.

Jens-Uwe Günzel erforscht die Geschichte der Zauberkunst und pflegt das Historische Archiv & Museum über Zauberkunst in Annaberg-Buchholz (Erzgebirge).

Quellen

- Archivbestand „Günther Dammann“, Internationales Zauberkunstarchiv Jens-Uwe Günzel, www.archiv-doku-zauberkunst.jimdo.com
- Stiftung Zauberkunst, Nottuln-Appelhülsen, Michael Sondermeyer und Uwe Schenk, stiftung-zauberkunst.de
- Peter Schuster, „Ein Stolperstein für Dammann“ – Recherche zum Leben von G. Dammann
- Zeitgenössische Rezensionen zu den Büchern von Günther Dammann (siehe Compact Memory)

Abbildungsnachweis

- S. 9: Sammlung Stiftung Zauberkunst, Nottuln-Appelhülsen
- S. 10: The National Library of Israel
- S. 11: Zauberarchiv Jens-Uwe Günzel



Buchgestöber

Ingo Fessmann: Imre Kertész und die Liebe der Deutschen. Eine persönliche Sicht auf Leben und Werk, Hentrich & Hentrich, Berlin u. Leipzig 2019, 202 S. 19,90 Euro. ISBN 978-3-95565-308-8

Der Autor dieser sehr persönlichen Sicht auf Imre Kertész ist langjähriger Weggefährte des ungarischen Schriftstellers und Holocaustüberlebenden, der sich seinem Heimatland immer mehr entfremdete und dem Deutschland zum zweiten Zuhause wurde. Fessmann schreibt über seine Begegnungen mit Kertész, vom ersten Treffen bis zur Verleihung des Nobelpreises 2002. Darüber hinaus enthält das Buch Betrachtungen zu Person und Werk des Schriftstellers, in denen es um Familie, Lieblingsautoren und -komponisten oder auch das Verhältnis zu eigenen Texten geht, in denen man immer wieder auf zwei für Kertész charakteristische Begriffe stößt: „Schicksallosigkeit“ und „Glückskatastrophe“.

Wolfgang Pauly: Erich Fromm. Frei leben – schöpferisch lieben. (Jüdische Miniaturen 221), Hentrich & Hentrich, Berlin u. Leipzig 2019, 85 S. 8,90 Euro. ISBN 978-3-95565-259-3

Der Untertitel des Bändchens über den Sozialphilosophen und Psychotherapeuten Erich Fromm fasst dessen visionäres Denken in vier Begriffen zusammen: Leben und Liebe, Freiheit und Kreativität. Fromms Lehre hat insofern Sprengkraft, als er Wege aufzeigt, der Angst vor dem Fremden in der Gesellschaft entgegenzuwirken und verkrustete Strukturen, Ausdruck von Mangel an Kreativität, aufzubrechen. Er greift dabei auf Gedanken der jüdischen Tradition zurück und hebt sie auf eine universale Ebene mit dem Ziel, die Welt des Menschen menschlicher zu gestalten.

Carl Melchior. Jüdischer Vorkämpfer eines europäischen Friedens, Katalogbroschüre zu einer Intervention im Jüdischen Museum Berlin (17.1.–30.3.2019) im Rahmen des Themenwinters 100 Jahre Revolution Berlin 1918/19. Konzeption und Texte: Dorothea Hauser und Christoph Kreutzmüller, Gestaltung: Andrea Fröhner. Stiftung Warburg Archiv, Hamburg 2019, 56 S.

Die Broschüre mit zahlreichen kommentierten Ausstellungsfotos zeichnet ein beeindruckendes Bild des deutsch-jüdischen Finanzexperten und Juristen Carl Melchior (1871–1933) in seiner bedeutenden Rolle bei den Friedensverhandlungen 1918/19 sowie allen Reparationskonferenzen in den Jahren zwischen 1920 und 1932. Keine Reichsregierung konnte auf das Verhandlungsgeschick, die Expertise und internationale Reputation dieses bescheidenen und klugen Mannes verzichten. 1933 musste Melchior von all seinen Ämtern zurücktreten. Die letzten Lebensmonate bis zu seinem frühen Tod widmete er dem Aufbau der jüdischen Selbsthilfe im NS-Staat.

Baruch Milch: Ist der Himmel leer? In Galizien durch die Hölle des NS-Terrors und ein neues Leben in Israel, 1907–1989, aus dem Englischen von Ingeborg Prior so-

wie Mirjam und Erhard Roy Wiehn, Erhard Roy Wiehn (Hg.), Hartung-Gorre Verlag, Konstanz 2019, 242 S. 24,80 Euro. ISBN 978-3-86628-628-3

Die durchlittenen Greuelthaten des NS-Terrors, durch die er seine Frau und seinen kleinen Sohn verliert, hält Baruch Milch in seinem 1600 Seiten umfassenden Tagebuch fest. Als man ihn 1946 – er war inzwischen Direktor des städtischen Krankenhauses in Oppeln (poln. Opole) geworden – der Stadt verweist, weil er Jude ist, überlässt er seine Aufzeichnungen aus Sorge vor der ungewissen Zukunft dem Jüdisch Historischen Institut in Warschau und geht mit seiner zweiten Frau nach Israel. Das Tagebuch hat er nie zurückerhalten. Darum beschließt er gegen Ende seines Lebens, alle Erinnerungen erneut aufzuschreiben, denn: „Die Welt soll erfahren, was mir und meiner Familie und meinen Freunden und vielen, vielen anderen Menschen angetan wurde.“ Diesem „letzten Willen“ Milchs ist in mehrfacher und eindringlicher Weise vor allem durch die Tochter, einer Komponistin, entsprochen worden, so mit ihrer Kantate „Ist der Himmel leer?“ (2003), der Buchveröffentlichung „Ein Lied für meinen Vater“ (2008), der Kammeroper „Baruchs Schweigen“ (2010) und dem Film „Past Live“ des israelischen Regisseurs Avi Nesher.

Erhard Roy Wiehn: Aus Geschichte lernen. Kolumnen zur Lage in der Jüdischen Rundschau Basel 1991–1996. Zeitgeschichtliche Einschätzungen in zeitlicher Distanz repetiert mit einer Hommage an Jerusalem, Hartung-Gorre, Konstanz 2019, 146 S. 24,80 Euro. ISBN 978-3-86628-626-9

In diesem Sammelband mit 33 Beiträgen thematisieren ca. 17 den Holocaust, acht befassen sich mit Judentum und Israel, weitere acht mit aktuellen Ereignissen im angegebenen Zeitraum und wieder andere haben mehrere Bezüge. Lehrreich, trotz oder vielleicht gerade wegen der zeitlichen Distanz.

J.S. Margot (Margot Vanderstraeten): Masel Tov. Meine ungewöhnliche Freundschaft mit einer jüdisch-orthodoxen Familie. Aus dem Niederländischen von Christiane Burkhardt, Piper Verlag, München 2019, 336 S. 15 Euro. ISBN 978-3-492-06151-3

Sechs Jahre lang begleitet die Autorin während ihres Studiums eine jüdisch-orthodoxe Familie. Sie lernt mit den Kindern, tröstet sie in Krisen und hat stets ein offenes Ohr für sie. Besonders durch den engen Kontakt zu Tochter Elzira und Sohn Jakov eröffnen sich ihr immer tiefere Einblicke in eine verschlossene Welt, deren strenge Gebote und jahrhundertalte Traditionen sie zugleich faszinieren und befremden. Auch als die Kinder das Elternhaus verlassen, bleibt sie der Familie verbunden. Unter dem Pseudonym Margot erzählt die Autorin die Geschichte einer besonderen, manchmal schwierigen Verbindung – eine Geschichte von Freundschaft und Liebe über alle Grenzen hinweg. In Zeiten wachsenden Antisemitismus ein Plädoyer für Offenheit und Toleranz.



„Zenne Renne“, Metz 1768, Sulzbach 1796

Brunhilde Stürmer/Brigitte Decker: Ein langer Weg. Die Geschichte der jüdischen Familien der Synagogengemeinde Niederzissen im Brohltal. Kultur- und Heimatverein Niederzissen 2017 (Hg.), Gestaltung: punkt- und-pixel Grafik, Bad Honnef, Druck: Druckhaus Craemer, Greven, 328 S. ISBN 978-3-00-057514-3
Die ausführlich recherchierte Dokumentation macht Daten zur Familien- und Gemeindegeschichte der ehemaligen Synagogengemeinde Niederzissen zugänglich. Die Geschichte der einzelnen Familien bildet den Kern. So folgen auf das Kapitel zur Geschichte der Juden im Brohltal eines über sämtliche jüdische Familien von Niederzissen wie auch weitere über die in umliegenden Ortschaften. Der Anhang bietet eine ausführliche Datenübersicht zu diesen Familien, eine Auflistung der Opfer des NS-Regimes sowie eine Aufstellung der Namen auf den Grabsteinen des jüdischen Friedhofs Niederzissen. Dem Band liegt ein Flyer zur ehemaligen Synagoge Niederzissens bei, in der sich heute ein Museum befindet.

David Schnur: Die Juden in Frankfurt am Main und in der Wetterau im Mittelalter. Christlich-jüdische Beziehungen, Gemeinden, Recht und Wirtschaft von den Anfängen bis um 1400, (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen Bd. 30) Wiesbaden 2017, VDS Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt an der Aisch, 816 S. Begleit-CD, 38 Euro. ISBN 978-3-921434-35-2
Die monumentale Untersuchung verfolgt das Ziel einer umfassenden, detaillierten Darstellung der hoch- und spätmittelalterlichen Geschichte der Juden in der Reichslandschaft Wetterau und damit in einer für Christen und Juden gleichermaßen höchst bedeutsamen Zentrallandschaft des nordalpinen Reichs. Der Reichs- und Messestadt Frankfurt a.M. kommt hierbei für Christen und Juden eine historische Schlüsselstellung zu. Die jüdische Gemeinde, über vielfältige Beziehungsnetze mit ihrem Umland verbunden, war eine der bedeutendsten des mittelalterlichen Ashkenas.

Ze'enah u-Re'enah. A Critical Translation into English, 2 Bände, hrsg. und übersetzt von Morris M. Faienstein, (Studia Judaica Bd. 96) W. de Gruyter, Berlin u. Boston 2017, 1253 S. ISBN 978-3-11-045950-0; 190,99 Euro; neuerdings auch als Taschenbuch 2018 (1288 S.) 34,95 Euro

Ze'enah u-Re'enah („Zenne Renne“ – nach Hohelied 3: „...kommt heraus und seht, ihr Töchter Zions...“) ist ein zu Beginn des 17. Jhs. erschienener, in jiddischer Sprache verfasster Kommentar sowohl zur Tora als auch zu den Prophetenlesungen (Haftarot) sowie den fünf Megillot, den Festrollen Schir haSchirim, Rut, Ekha, Kohelet und Ester. Autor ist der aus Janow bei Lublin stammende Jakob ben Isaak Aschkenasi. Sein über Jahrhunderte ungenutzt populäres Werk, das weit über 200mal aufgelegt, aber auch intensiv bearbeitet wurde (zudem etwas herablassend als „die Frauenbibel“ bezeichnet), ist eine schier unerschöpfliche Kompilation und Komposition, die aus

dem überreichen Schatz von Auslegungen und Erzählungen in Talmudim, Midraschim, Targum und mittelalterlichen Kommentatoren klug auszuwählen wusste. Das Werk strahlt großen Reiz und einen, gewiss heute etwas fern gerückten frommen Charme aus, der sich hoffentlich trotz der spröde-nüchternen Umgebung und Ausstattung einer rein der Forschung gewidmeten Reihe behaupten kann, hoffentlich das sogenannte „breitere Publikum“ erreichend – und das ist jetzt leichter durch die TB-Ausgabe. Der verdiente Übersetzer ist zu bedanken und zu loben - die „critical translation“ liest sich flüssig und gut. Gern französisch Lesenden sei die ebenfalls sehr gute Übertragung von Jean Baumgarten nahegelegt:

„Le Commentaire sur la Torah“ (zum Pentateuch allein), Editions Verdier/poche (960 S., 26,-). Der mutige Versuch von Bertha Pappenheim, das Werk in ein dem Jiddischen originell angenähertes Deutsch zu übertragen, ist über den ersten Band zum Buch Bereschit (Genesis), 1930 erschienen, nicht mehr hinausgekommen. Aus dem Jiddischen („leshon Ashkenas“) ins Deutsche zu übersetzen ist weit schwieriger, als man gemeinhin annimmt. Wünschenswert ist's und an der Zeit, es erneut für „Zenne Renne“ zu wagen.

Hanno Müller: Fotos Gießener Juden, Hg.: Magistrat der Universitätsstadt Gießen, Stadtarchiv, Gießen 2019, VDS Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt an der Aisch, 252 S. ISBN 978-3-930489-67-1

„Wir können das Verlorene nicht wiederherstellen. Wir können begangenes Unrecht nicht ungeschehen machen. Aber wir können uns erinnern. Bilder erleichtern uns diese Erinnerung.“ So eröffnet die Oberbürgermeisterin von Gießen ihr Vorwort zu einem außergewöhnlichen Bildband über jüdische Bürgerinnen und Bürger der Stadt, die Opfer der Schoah wurden. Auf der beständigen Suche nach Spuren jüdischen Lebens in Gießen ist es Hanno Müller gelungen, zahlreiche, zumeist verloren geglaubte Porträts zu sammeln und in einer großformatigen Dokumentation zusammenzustellen, um so das Gedenken an die jüdische Bevölkerung Gießens zu bewahren und die an ihnen begangenen Verbrechen nicht zu vergessen.

Paul Mendes-Flohr: Martin Buber. A Life of Faith and Dissent, (Jewish Lives) Yale U. Press, New Haven and London 2019, 405 S. 26 \$. ISBN 978-0-300-15304-0
In seiner herausragenden Biographie gelingt es Mendes-Flohr tief in Leben und Werk des großen Religionsphilosophen einzudringen. Schlüsselerlebnisse im Leben Bubers wie von der Mutter im Alter von drei Jahren verlassen worden zu sein, sowie die daraus entspringende Erfahrung der Fragilität menschlicher Beziehungen und der Notwendigkeit sie zu hegen und zu pflegen („dialogische Achtsamkeit“), sind zentral für diese erhellende Neuerscheinung, die in den USA breit diskutiert wird, wo Buber weit weniger bekannt und geachtet zu sein scheint als hierzulande. Mendes-Flohr ordnet Leben und Erbe Bubers ein in das intellektuelle und kulturelle Le-



ben des deutschen Judentums sowie des intellektuellen Europa der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ein Vergleich mit der 2017 deutsch erschienenen Biographie von Dominique Bourel: „Martin Buber, Was es heißt, ein Mensch zu sein“, 976 Seiten umfassend, dürfte von gewissem Interesse sein. Mendes-Flohr sollte ins Deutsche, Bourel ins Englische/Amerikanische übersetzt werden.

„fort von hain und haus“. Die Familie Wolfskehl und Darmstadt, Volkhard Huth u. Julius H. Schoeps (Hgg.), Bensheimer Forschungen zur Personengeschichte Bd. 3, Vittorio Klostermann Frankfurt a. M. 2019, 208 S. 79 Euro. ISBN 978-3-465-01099-9

Beiträge einer Tagung der Moses-Mendelssohn-Stiftung aus dem Jahr 2014 in Darmstadt, Geburtsort des Dichters Karl Wolfskehl (1869–1949), versammelt dieser Band. Die Zusammenkunft widmete sich aber nicht allein dem dichterischen und essayistischen Werk des berühmten Poeten und Intellektuellen, sondern richtete die Aufmerksamkeit auch auf seine Familie und deren weitreichende Bedeutung für Darmstadts Geschichte und Kultur im 19. und 20. Jh. Die Vorträge werfen Schlaglichter auf Lebenswelt und Wirken herausragender Mitglieder der Familie Wolfskehl und erkunden, ob und wie sie sich in den Traditionslinien und kulturellen Dispositionen deutsch-jüdischen Bürgertums bewegten. Dies Erbe wurde durch den Nationalsozialismus unwie-

derbringlich zerstört; es paradigmatisch erneut ans Licht zu bringen und zu seiner Sicherung beizutragen, ist das Anliegen der Publikation.

Mendelssohn Studien. Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte Bd. 20, In memoriam Hans-Günter Klein (1939–2016), hrsg. für die Mendelssohn-Gesellschaft von Roland Dieter Schmidt-Hensel und Christoph Schulte. Wehrhahn, Hannover 2017, 400 S. 34 Euro. ISBN 978-3-86525-583-9

Fünfzig Jahre nach Gründung der Mendelssohn-Gesellschaft 1967 ist Band 20 der 1972 ins Leben gerufenen Mendelssohn-Studien erschienen, deren Aufgabe es ist, das Wissen über die Familie(n) Mendelssohn und ihre Bedeutung für Musik-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte zu fördern und zu mehren. Gewidmet ist der reichhaltige Band dem langjährigen Herausgeber Hans-Günter Klein, der 2016 verstarb. Die Beiträge fragen u.a. nach der kompositorischen Professionalität von Fanny Hensel im Gegenüber zu ihrem Bruder Felix sowie nach deren Großvater Moses Mendelssohn und seiner Gattin Fromet. Aus der jüngeren Vergangenheit findet man eine Abhandlung über die Baugeschichte der Villa des Bankiers Paul Mendelssohn-Bartholdy (1812–1874) und die Lebenserinnerungen von Edith Mendelssohn-Bartholdy (1882–1969), Ehefrau des kurz vor Ende des 1. Weltkriegs gefallenen Bankiers und Felix-Enkel, Ludwig Mendelssohn-Bartholdy (1878–1918).

Uwe Schellinger; Egbert Hoferer; Rolf Oswald: Der jüdische Friedhof in Nordrach. Geschichte – Dokumentation – Erinnerung, Hg.: Historischer Verein für Mittelbaden e.V. Verlag Schwarzwälder Post, Zell am Harmersbach 2012, 100 S. ISBN 978-3-00-039825-4 *Obwohl im Schwarzwälder Kurort Nordrach keine jüdische Gemeinde ansässig war, gab es dort seit 1907 einen jüdischen Friedhof, der einzige private in ganz Baden. Denn der „Gute Ort“ war für Patienten der M.A. Rothschild'schen Lungenheilstätte angelegt worden. Bis zur Deportation der letzten Patienten, des Chefarztes und des Personals Ende September 1942 fanden 29 Personen hier ihre letzte Ruhestätte. Erst 1977, lange nach der NS-Schreckensherrschaft, kam es dort noch einmal zu einer Beisetzung, als man Meta Beinstein, Tochter des Verwaltungsleiters des Sanatoriums zu Grabe trug. Die Autoren haben sich darum bemüht, mehr über die in Nordrach Bestatteten in Erfahrung zu bringen.*

Rudolf Klein: Metropolitan Jewish Cemeteries of the 19th and 20th Centuries in Central and Eastern Europe. A Comparative Study. (Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin Bd. 49, Icomos, Hefte des deutschen Nationalkomitees), Michael Imhof Verlag, Petersberg 2018, 455 S. 69 Euro. ISBN 978-3-7319-0752-7

Hier wird erstmals ein umfassendes Werk über welt- und großstädtische neuzeitliche Friedhöfe in Zentral- und Osteuropa vorgelegt. Basierend auf einer ausführli-

Abo-service

Hat sich Ihre Postadresse geändert? Sie wollen das gedruckte Heft neu abonnieren, nicht weiter beziehen oder stattdessen online lesen? Bitte teilen Sie uns Ihre Wünsche mit!

Bestellungen · Abbestellungen
Datenschutz
Tel +49 (0)201-20164434
Mail abo@steinheim-institut.org
www.steinheim-institut.de/abo

Satz und Layout

Harald Lordick · Beata Mache
Postanschrift der Redaktion
Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon

+49(0)201-82162900

Fax

+49(0)201-82162916

E-Mail

kalonymos@steinheim-institut.org

Internet

www.steinheim-institut.de

Druck

Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand

IC InterConsult GmbH – Lettershop
Vierteljährlich im Postzeitungsdienst

Kalonymos ist für unsere Leserinnen und Leser kostenlos. Wir sind gerade deshalb **dringend auf Ihre Zuwendungen angewiesen!** (steuerabzugsfähig)

Spenkonto

IBAN DE42 3505 0000 0238 000343
BIC DUISDE33XXX
Stadtsparkasse Duisburg

Impressum

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen

ISSN 1436–1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Dr. Beata Mache
Annette Sommer



Gefördert durch:



aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

chen Analyse zahlreicher Beispiele werden Themenbereiche u.a. aus Kunstgeschichte, Architektur, Landschaftsgestaltung, Jüdischen Studien sowie der allgemeinen und modernen jüdischen Geschichte in zahlreichen knappen, gut illustrierten Kapiteln angesprochen. Des Weiteren zeigt die Veröffentlichung Hintergründe jüdischer Bestattungskultur auf, so etwa den innerjüdischen Einfluss zwischen den einzelnen europäischen Regionen, den Einfluss des Reformjudentums oder auch des aschkenasisch-sephardischen wie christlich-jüdischen Dialogs. Der mit außergewöhnlich zahlreichen Farbfotos (Leica?) ausgestattete Band präsentiert gut erhaltene Stätten wie auch solche in weniger gutem Zustand und ist sowohl für Leser vom Fach als auch für eine breitere Öffentlichkeit bestimmt, die an jüdischem Erbe und jüdischer Bestattungskultur des 19. und 20. Jhs. interessiert ist. Bedauerlich ist, dass die einleitenden Kapitel zu althrwürdigen Stätten wie Worms (11. Jh.) und Frankfurt am Main (13. Jh.) vergleichsweise oberflächlich sind und die neuere Forschung und Literatur dazu ignorieren, fast im 19. Jh. steckenbleibend; die Bibliographie hätte redaktionell überarbeitet werden müssen. Dass die reliefierten Levitenkannen auf den Frankfurter Grabsteinen als 'mugs' identifiziert werden, macht das opulente Buch dennoch nicht zum Coffee Table Book.

Peter von der Osten-Sacken: Der Brief an die Gemeinden in Galatien. (ThKNT Bd. 9) Kohlhammer, Stuttgart

2019, 384 S. 55 Euro. ISBN 978-3-17-033339-0

So umfangreich dieser Kommentar zum Brief des Paulus an die Galater ist, so anregend gelehrt, anspruchsvoll zeitgenössisch und geschmeidig formuliert ist er und so liest er sich auch. Warum aber wird er grad hier angezeigt und theologisch (wie auch judaistisch) Interessierten rundum empfohlen? Das Cover gibt Antwort: „Die meisten neutestamentlichen Schriften sind vom Selbstverständnis ihrer Verfasser wie vom Inhalt her jüdische Schriften ... polemische Bezüge auf die nicht an Jesus ... glaubende jüdische Mehrheit. Sie bestimmten in der christlichen Rezeption das Judentumbild durch die Geschichte hindurch mit verhängnisvollen Wirkungen bis in die Gegenwart. Ziel ist: ... kritisch historische Exegese ... zu entwickeln, die deren jüdisches Profil wahrnimmt und interpretatorisch fruchtbar macht und die antijüdische Auslegungsgeschichte aufarbeitet... Beitrag zur... Erneuerung des christlichen Verhältnisses zum Judentum leisten.“ Das alles ist dem Verfasser, exzellentem Kenner auch des Judentums, und das nicht allein des antiken und rabbinischen Judentums, in beeindruckender Weise gelungen. Wir wünschen diesem aktuellen, „mit Biss“ innovativen, vielleicht sogar revolutionär zu nennenden Kommentarwerk eine weite Kreise erreichende Wirkung. Und sei es „nur“ in den führenden christlichen Kreisen.

Zur „Sau von Wittenberg“

David Kaufmann (1852–1899), brillanter Vertreter der „Wissenschaft des Judentums“, schrieb 1890 als einer der ersten kritischen Geister über die berühmt-berüchtigte „Sau von Wittenberg“, zu der ein aktueller Prozess anhängig ist: der Kläger fordert die Entfernung der Spottplastik; die erste Instanz hat das abgelehnt. Kaufmann, aus dessen Essay wir, leicht gekürzt, den Schluss bringen, kümmert sich weniger um die Sauskulptur (ist halt „verbreitetes Eigentum der Kirche“) als um die blasphemische Verhöhnung einer Bezeichnung des Namens Gottes, des Tetragramms, als „haschem hamephorasch“ (hebr.) des ausgezeichneten, besonderen, expliziten Namen Gottes, der jüdisch angerufen – („Du“) – aber traditionell nicht ausgesprochen wird. Diese „schmutzige Verdrehung“ ist ein zu wenig berücksichtigter Aspekt der Wittenberger Duplizität von Spott-Sau-Plastik und blasphemischem Namens-Hohn, den Stadt und „entstellte“ (!) Kirche klarer zu begreifen bemüht sein sollten.

Die Lutherschen Auszüge sind, wie von Kaufmann so hier, entnommen aus Sigismund Hosmanns Buch, „Das schwer zu bekehrende Judenhertz“ (1699), einer irrwitzig hassersischen Suada des Isemhagener und Celler Predigers.

... Aber was hat mit dem Spott der Kirche gegen die Synagoge [die Sau] der geheiligte Name Gottes [„schem hamephorasch“] zu tun? Wohl begreift es sich, daß der Neid und Ingrimmselbst diesen eingebildeten Besitz den Juden mißgönnte und in geheimer abergläubischer Furcht vor den Wundern, welche mit diesem Namen angeblich verübt werden konnten, das verhöhnte, was Grauen einflößte. Aber welcher innere Zusammenhang tut sich zwischen dieser Bezeichnung und dem Bild der Sau auf, die in Wittenberg ihn als Überschrift trägt? Luther hat durch dieses Rätsel sich schon angeregt gefühlt, seinen Scharfsinn daran zu üben. In seinem Büchlein vom Schemhamphoras, das noch Sigis-

mund Hosman, Prediger zu Celle, 1701 seinem Buch: 'Das schwer zu bekehrende Juden-Hertz' anzuhängen für gut fand, meint er nach der Beschreibung des Wittenberger Spottbildes, daß nach seiner Ansicht „ein gelehrter ehrlicher Mann hat angeben und abreißen (d.h. entwerfen) lassen«, der böse Geist lasse die Juden sagen: Schem Hamphoras, er aber meine: Scham haperes. [Luther: hie der Dreck] Diese abgeschmackte und rohe Erklärung richtet sich dadurch schon selber, daß sie das unerklärt läßt, was sie erklären will. Denn trotz dieser schmutzigen Verdrehung eines ehrwürdigen hebräischen Namens wird kein Schwein herausgebracht. Luther bricht auch, wie von Gewissensbissen geplagt, in die Worte aus: »Ach mein Gott! mein lie-

ber Schöpfer und Vater! Du wirst mir gnädiglich zugutehalten, daß ich (gar ungen) von Deiner göttlichen ewigen Majestät so schändlich muß reden wider Deine verfluchten Feinde, Teufel und Juden. Du weißt, daß ich's tue aus Brunst meines Glaubens und zu Ehren Deiner göttlichen Majestät...«

Ich glaube aber, daß man die Sau von ihrer Inschrift zu trennen haben wird. Jene ist ein Produkt des Mittelalters und allgemein verbreitetes Eigentum der Kirche. Die Inschrift aber ist das Werk eines, wie Luther sagt, gelehrten ehrlichen Mannes, der seine Entdeckung vielleicht lange, nachdem das Schwein gemeißelt und an der Wittenberger Kirche zu sehen war, durch einen Steinmetz darüber verewigen ließ. Die ihn fremd anstarrenden hebräischen Worte: Schem Hamphorasch scheinen mir nämlich den unseligen Erfinder dieses rohen Witzes dadurch auf seine Idee gebracht zu haben, daß er zum Teil auf dem Wege des Anagramms darin: Schema [griech.: Figur, Form] Schropham oder Scropham [latein. scropha, Sau, Mutterschwein] zu entdecken glaubte, als ob die Worte riefen: „Sieh' hier die Gestalt der Sau!“ Eine Art von Volksetymologie der schlechtesten Sorte, ein Spiel mit Buchstaben, wie es aber am Ausgange des Mittelalters nicht unerhört ist, wäre hier zur Befestigung durch die Skulptur gelangt. Im Altertum hat die Bosheit, daß die Juden den Esel anbeten, in dem bekannten ... Spottkruzifix ihren Ausdruck durch die Kunst erhalten; im Mittelalter entstellt die lächerliche Auslegung, auf die einen Unwissenden die Bezeichnung des höchsten jüdischen Gottesnamens gebracht hat, durch eine Blasphemie die Kirche von Wittenberg.

**Es ist hie zu Wittenberg an unser Pfarr-
Kirchen eine Sau in Stein gehauen / da liegen junge Ferkel und
Juden unter / die saugen. Hinter der Sau stehet ein Rabbine / der
hebet der Sau das rechte Bein empor / und mit seiner lincken Hand
zeucht er den Pirxel über sich / bückt und kucket mit grossem Fleiß
der Sau unter dem Pirxel im Talmud hinein / als wolt er etwas
scharffes und sonderliches sehen und ersehen. Dasselbst her haben
sie gewißlich ihr Schemhamphoras. Denn es sind vor Zeiten sehr
viel Juden in diesen Landen gewest. Das beweisen die Namen der
Flecken / Dörffer auch Bürger und Bauern / die Hebreisch sind / noch
heutiges Tages. Daß etwa ein gelehrter ehrlicher Mann solch
Bild hat angeben und abreißen lassen / der den unflätigen Lügen
der Juden feind gewest. - Hiezu möchte man leicht das Wort
Schemhamphoras ziehen und kehren / nemlich Peres schama
/ oder / wie sie thun / kühnlich meistern / und machen Scham
Haperes / so lautets nahe zusammen. Gleich als wenn ein Deut-
scher im hören oder lesen verstünde narren für narren. Item : Er
hat mir mein Gütlein fein gebessert / ja gewässert. Also spot-
tet der leidige böse Geist seiner gefangenen Juden / läßt sie sagen
Schemhamphoras / und grosse Dinge drinnen glauben und
hoffen / er aber meinert Scham Haperes / das heißt hie Dreck.
Denn der Teuffel hat die Juden besessen und gefangen / daß sie
müssen seines Willens seyn (wie S. Paulus redet) zu narren / lü-
gen / lästern / auch fluchen Gott und alles was Gottes ist. Dafür
gibt er ihnen zu Lohn sein Gespötte / Scham Haperes**

*Aus: David Kaufmann: Die Sau von Wittenberg,
in: Gesammelte Schriften, Band 1. Hrsg. von
Marcus Brann. Frankfurt a/M. 1908, S. 161–168,
hier S. 167f. Ursprünglich in: Allgemeine Zeitung
des Judenthums 54 (1890), S. 614ff.*